

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben

Autor(en): **Hodler, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **24 (1930)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Unterhaltung

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben.

Von E. Hodler.

„Wir wollen heimgehen, Moritz!“

„O Luise, erzähle mir nur noch eine einzige Geschichte!“

„Nein, es ist die höchste Zeit, daß wir heimgehen. Schau, wie die Schatten der Bäume lang über die Wiese fallen. Das ist ein Zeichen, daß die Sonne untergehen will.“

„Dann kommt die Nacht, nicht wahr, Luise?“

„Ja, und der liebe Vater wird sich ängstigen und uns suchen. Laß uns heimgehen.“

„Nur noch eine einzige, einzige Geschichte, die Sonne geht ja gar langsam unter.“

„Du bist ein arger, arger Plaggeist, Du gibst nicht nach, bis man Dir Deinen Willen tut. So höre denn: Es war einmal eine Schulstube —“

„So wie Vaters Schulstube?“

„Ja, aber unterbrich mich nicht mehr. In dieser Schulstube war ein Knabe —“

„Diese Geschichte mag ich nicht, Du meinst doch nur mich.“

„Du gehst ja noch gar nicht in die Schule, Du wirst übrigens bald merken, daß ich nicht Dich meine. Natürlich waren eine ganze Menge Knaben in der Schule, aber ich will Dir nur von Zweien erzählen.“

Der Eine hieß Franz. Der war ein herziger Junge, lernte brav, war geschickt und dienstfertig und alle Menschen hatten ihn lieb. Sein Häuschen stand ganz zu äußerst im Dorf, da wo der Wald anfängt. Es war nur eine elende Hütte; aber das sah man im Sommer nicht, denn da war sie ganz übersponnen mit allerlei Schlingpflanzen. Drin lebte Franzens Mutterlein und spann vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Natürlich hatte sie dabei nicht Zeit, alle Hausgeschäfte zu verrichten, und da half ihr Franz. Er trug Holz und Wasser und machte Feuer und wusch das Geschirr und fegte die Küche, kurz, er verrichtete alle die hundert Arbeiten, die in einer Haushaltung vorkommen. So konnte die Mutter ruhig bei ihrem Spinnrad sitzen bleiben.“

„Warum mußte die Mutter immer spinnen?“

„Damit sie Beide zu essen hätten, denn sie besaß kein anderes Geld, als das, was sie mit Spinnen erwarb.“

„War das viel?“

„Nein, Moritz, denn mit Spinnen erwirbt man keine große Summen. Aber sie hatten genug und waren glücklich, denn sie liebten sich. — Einmal an einem Winterabend pffiff der Wind recht lustig ums Häuschen herum, sonst war dort keine Musik zu hören. Franz kam ziemlich spät und etwas traurig nach Hause. Er hatte im Dorfe manchen schön geschmückten Weihnachtsbaum gesehen — es war nämlich Weihnachtsabend — aber zu Hause wartete keiner auf ihn, das wußte er. Wie er um die Ecke bog, von wo er sonst jeden Abend von weitem das Licht seiner Hütte gesehen hatte, war alles dunkel. Das schnürte ihm fast ein wenig sein Herz zusammen. Er trat ins Stübchen und rief laut nach seiner Mutter, aber diese antwortete nur durch leises Stöhnen. Du kannst Dir denken, wie es ihm da zu Mute ward. Seine Hände zitterten so sehr, daß er das Lämpchen kaum anzünden konnte. Endlich vernahm er, was geschehen war. Seine Mutter war krank geworden. Ehe sie sich zu Bett legte, wollte sie noch den Ofen heizen, aber es war kein Holz zu finden, obschon sie wußte, daß Franz früh am Morgen eine große Bürde zusammengelesen hatte. Nun fror sie so sehr, daß ihr die Zähne zusammenschlugen. Es blieb dem armen Franz nichts übrig, als schnell in den Wald zu laufen und neues Holz zu sammeln, wenn seine Mutter nicht erfrieren sollte. Glücklicherweise war der Wald nah, auch leuchteten die Sterne und der Schnee gab einen matten Schein von sich. So hatte denn Franz bald eine kleine Reisigbürde gesammelt und wollte damit heim eilen. Da kam ein uraltes, krummes Weiblein auf ihn zu gehumpelt, das wimmerte und stöhnte und bat Franz um sein Holz, denn es habe die Gicht und könne sich nicht bücken und sollte doch für seinen Ofen Feuer haben. Franz besann sich zuerst ein wenig, weil er an seine Mutter dachte; aber als das Weiblein immer jämmerlicher klagte und sich gar so arg gebärdete, da gab er ihm sein Holz.“

Kaum war das geschehen, so verwandelte sich das alte Weiblein in die allerschönste Fee, und es ging ein Glanz von ihr aus, der den ganzen Wald erleuchtete. Dazu erklang eine so liebliche Musik von den Wipfeln der Bäume, als ob jeder Baum ein Musikant wäre. Die schöne Fee sagte zu Franz mit holder Stimme: „Lieber Knabe, ich habe Dich schon lange beobachtet und Freude an Deinem Wesen gehabt. Heute habe ich sehen wollen, ob Du auch recht mitleidig und von Herzen gut feiest. Darum habe

ich das Holz in Deiner Hütte verschwinden lassen und darum kam ich in der Gestalt des alten Weibleins zu Dir. Du hast meine Erwartung erfüllt und die Prüfung herrlich bestanden. Dafür nimm jetzt dies kostbare Geschenk von mir.“

Mit diesen Worten reichte sie dem erstaunten Franz eine kleine Haselgerte und verschwand. Der Wald aber wurde wieder dunkel und still wie vorher.

Franz betrachtete das Geschenk der Fee und war gar nicht besonders entzückt davon. Mißbergnügt hieb er mit der Gerte auf einen Stein und rief: Wenn mir die Fee doch etwas geben wollte, so wäre mir ein Weihnachtskuchen für meine Mutter viel lieber gewesen! Aber wie erstaunte er, als sich der Stein vor seinen Augen in den prächtigsten Kuchen verwandelte. Um sich zu versichern, daß er nicht träume, schlug er auf einen zweiten Stein und wünschte sich eine Flasche Wein. Und das Wunder ereignete sich zum zweitenmal, der zweite Stein verwandelte sich in eine Flasche Wein. Nun merkte Franz, daß das einfache Rüttlein ein richtiges Feengeschenk war. Schnell schuf er mit dessen Hilfe ein paar Steine zu einer Kutsche mit Pferden und fuhr darin nach Hause. Er fand seine Mutter ruhig schlafend, sie fror nicht mehr, denn der Ofen war geheizt. Nun verwandelte Franz vermittelst seines Zauberstäbchens das Stübchen und das ganze Haus. Jedesmal, wenn er einen Wunsch aussprach und dazu einen Gegenstand berührte, so verwandelte sich dieser in das gewünschte Ding. So zauberte er schöne Vorhänge an die Fenster und prächtige Bilder an die Wände, solche, wie sie im Wirtshaus haben, Wilhelm Tell und die heilige Genovefa. Tische und Stühle und Betten und alle Geräte wurden neu gemacht und ein rotes Plüschsofa kam an die Wand, so wie Wirts eines haben. Auch seine Kleider und die Kleider der Mutter wurden in neue, warme und schöne Winterkleider umgewandelt. Als alles fix und fertig war, stellte er den Kuchen und den Wein vor der Mutter Bett und versteckte sich hinter demselben. Endlich erwachte die Mutter und wollte ihren Augen nicht trauen. Sie rief laut: O welch ein schöner Traum! Und wäre Franz nicht hinter dem Bett hervorgesprungen und hätte alles erzählt, so glaubte sie heute noch, sie läge im Traum; denn es passierten ihr gar erstaunliche Dinge und von der Krankheit spürte sie kein bißchen mehr, so daß wir ihretwegen ganz beruhigt nach Hause gehen können.“

„Und der andere Junge?“ fragte Moriz.

„Von dem andern Jungen erzähle ich Dir morgen.“

„O bitte, bitte, erzähle es mir heute, dann will ich zufrieden sein.“

„Du kleiner Schelm, mußt schon so zufrieden sein, denn dort kommt der Vater und ich fürchte, er ist böse, weil er genötigt ist uns heimzuholen.“

Ueber die Wiese schritt ein Mann auf die Kinder zu. Luise und Moriz sprangen ihm entgegen und hingen sich an seine Arme. Der Vater war heute ganz besonders liebevoll und zärtlich. Er zog Beide in dieselbe Umarmung und sagte:

„O meine einzigen, armen, mutterlosen Schäfchen, wie schmerzt es mich, euch so verwaist und vereinsamt zu sehen.“

„Wir haben ja Dich, Vater, wir sind ja bei Dir,“ sagte Luise und blickte ihn voll inniger Liebe an.

„Wollte Gott, ich könnte Euch die Mutter ersetzen; aber das kann ich nicht, mein schwerer Beruf zwingt mich zu oft, Euch zu vernachlässigen.“

„Sage das nicht, lieber Vater, Du vernachlässigst uns niemals, niemals!“

„Ich muß Euch immer allein lassen. — Zu Mutters Zeiten war das anders, sie ließ Euch nie allein.“

„Aber wir sind so glücklich, ich und Moriz. Und wenn Du bei uns bist, dann sind wir doppelt glücklich. Wir sprechen dann vom lieben Mütterlein und sie sieht uns vom Himmel herab und freut sich, daß wir so glücklich sind.“

„Und Luise erzählt mir gar schöne Geschichten,“ schaltete Moriz ein, „und nicht wahr, Vater, sie soll mir die Geschichte von dem andern Jungen erzählen?“

„Gewiß, Moriz. — Luise, Du mußt ihm die Geschichte einmal erzählen.“

„Nicht einmal, Vater — heute!“ rief Moriz.

Der Vater lächelte über des Kindes Eifer und fuhr fort: „Hört, meine lieben Kinder, was ich Euch zu sagen habe. Ich fühle, daß es meine Pflicht ist, Euch wieder an ein Mutterherz zu legen. Ihr dürft nicht Euch selbst überlassen bleiben und freudlos aufwachsen, ihr dürft nicht darben an Liebe. Kinder haben die Mutterliebe so nötig, wie die Pflanzen den Sonnenschein. Nun habe ich ein Mütterchen gefunden, das mir versprochen hat, Euch zu lieben wie ihre eigenen Kinder. Ihr müßt mir versprechen, daß Ihr sie auch lieben werdet. Wollt Ihr das, meine Lieblinge? Luise, antworte Du mir zuerst.“

„O Vater,“ bat Luise, „gib uns keine Mutter, wir sind so glücklich, so wie wir sind, und ich kann ganz gut dem Moritz seine Mutter sein, ich bin ja acht Jahre älter, als er.“

„Du bist noch ein Kind, Luise,“ sagte der Vater vorwurfsvoll. „Es schmerzt mich tief, daß Du meine Gründe nicht besser verstanden hast.“

„O Vater, o Vater, ich will ja die neue Mutter gerne lieben, wenn Du es befehlst.“

„Ich befehle Dir nichts, mein Kind, ich will Dir keinen Zwang antun. — Und was sagt mein Moritzli?“

„Wenn sie mir schöne Geschichten erzählt, so will ich sie lieben und wenn ich groß bin, so will ich sie heiraten.“

Luise schmolte. „Aber Moritz, du hast ja versprochen, mich zu heiraten.“

„Zuerst heirate ich dich und nachher, wenn du gestorben bist, dann heirate ich die neue Mutter.“

Mit dieser tröstlichen Aussicht trennte sich die kleine Familie. In Luisens Träumen spielte die neue Mutter eine große Rolle; Moritz aber ließ sich durch keine Zukunftssträume in seinem gesunden Schlummer stören.

Vor etwas mehr als einem Jahr war die Mutter der beiden Kinder gestorben und der Vater, welcher Oberlehrer in einem schönen Dorfe des Bernerlandes war, hatte namenlos unter diesem Verlust gelitten, denn seine sanfte Gattin hatte keine andere Sorge gekannt, als sein und der Kinder Glück. Er nahm nun zur Pflege der Lektorn seine Schwester zu sich, und es war gar nichts gegen dieselbe zu sagen, sie war gut gegen die Kinder und ließ es ihnen an nichts fehlen. Aber sie war trocken und hausbacken, sie spielte nicht mit ihnen, sie sang ihnen nicht vor und erzählte ihnen keine Märchen, wie sie es vom Mütterlein gewohnt waren. Sie betrachtete im Gegenteil alle diese Dinge als sehr überflüssig und sah es nicht gern, wenn die dreizehnjährige Luise in der Mutter Fußstapfen treten wollte. Dies bekümmerte den zärtlichen Vater. Er beschloß deshalb, den Kindern eine zweite Mutter zu geben, denn er glaubte an die heilige Berechtigung des Schönen neben dem Nützlichen und er hoffte, seine zweite Gattin werde Priesterin und Pflegerin desselben sein, wie die erste es gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Welt der Gehörlosen

San Franzisko (Südamerika). Beim Fallschirmabsprung zu Tode gekommen. Hier sprang der taubstumme Boxer Fred Mahan in Gegenwart einer großen Zuschauermenge in einer Höhe von etwa 2000 Metern mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug ab. Man hatte dem Taubstummen erklärt, daß bei einem schnellen Sturz für ihn die Möglichkeit bestünde, Sprache und Gehör wieder zu erhalten. Da sich der Fallschirm aber nicht entfaltete, wurde Mahan am Boden zerschmettert.

Aus Taubstummenanstalten

Knabentaubstummenanstalt Münchenbuchsee. Ueber das Schlußexamen am 5. April, das in gewohnter Weise ablief, soll hier nicht näher berichtet, sondern nur die höchst erfreuliche Wahrnehmung bekanntgegeben werden, daß in neuester Zeit in den Taubstummenanstalten auch der Rhythmus als Erziehungsmittel angewendet wird, so unglaublich dies bei des Gehörs Beraubten klingen mag. Denn auch Taubstumme haben ein Gefühl für Rhythmus, das nur geweckt und gepflegt werden will. Schon beim Lautieren und dann auch bei den Bewegungsspielen und beim Turnen, war deutlich zu merken, wie die Taubstummen selbst mit großer Freude die rhythmischen Bewegungen vollzogen und wie der Rhythmus auch hier befreiend auf Geist und Körper wirkt, die Schwere des Sprechenslernens und des sonst schwerfälligen Körpers der Taubstummen mildert, wo nicht aufhebt und ihre geistige und körperliche Bewegung bedeutend erleichtert und verschönt.

E. S.

Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme

Mitteilungen des Vereins, seiner Sektionen und Kollektivmitglieder

Aus dem Jahresbericht 1929 des zürcherischen Fürsorgevereins für Taubstumme. Mit den von 844 Mitgliedern eingegangenen Gaben sind folgende Unterstützungen geleistet worden: 21 Taubstummen ist die für sie geeignete und nötige Lektüre der Gehörlosenzeitung beschafft worden,